



Illustriertes Sonntags-Blatt

1914. * Nr. 20

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresalam.

Unter fremden Leuten.

Geschichte eines jungen Mädchens von Heinrich Köhler. (Fortsetzung.)

Nach Ablauf dieser Zeit war der Doktor Bernick dem auch in der Lage, sein Versprechen zu erfüllen. Er hatte sechs Meilen von Dahlemshof entfernt für Gertrud eine Stelle als Erzieherin bei einer reichen Kommerzienrätin, wo sich Aussicht bot, länger als in der freiherrlichen Familie zu bleiben. Das junge Mädchen fürchtete zuerst, daß bei der Nähe der gegenseitigen Besitzungen vielleicht peinliche Beziehungen zwischen den Herrschaften stattfinden könnten, aber der Doktor beruhigte sie in dieser Beziehung vollkommen. Die Kommerzienrätin und Frau von Dahlem waren durch Erziehung, Neigungen und Gewohnheiten grundverschiedene Naturen. Es war bei der üblichen Höflichkeitsvisite geblieben, ein weiterer Verkehr wurde nicht gepflegt.

Als Gertrud ihr neues Heim zum erstenmal betrat, drängte sich ihr der Unterschied zwischen dem einfachen Dahlemshof und der luxuriösen Villa der Kommerzienrätin sofort auf. Statt feindlicher Bornehmheit war es hier Reichtum, der überwog und imponieren sollte. — Große, wohlgepflegte Rasenplätze, mit Blumenrabatten geschmückt, breiteten sich vor dem stattlichen, in roten Ziegeln und Sandstein modern aufgeführten Gebäude aus. Ein großes Treibhaus, das zugleich den Wintergarten bildete, enthielt die kostbarsten Palmenarten, die ganze wunderbare südliche Flora war hier vertreten. Die in modernem Geschmack möblierten Zimmer waren zwar kleiner als die in Dahlemshof, aber mit allen Bequemlichkeiten und allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, dabei jedoch derartig mit Kissen und Kostbarkeiten überladen, daß man bei jeder Bewegung befürchten mußte, etwas herabzureißen.

Die Kommerzienrätin war eine geborene Baronesse Windheim, hatte aber, da sie kein Vermögen besaß, es nicht verschmäht, die Hand des reichen Bankiers Sternsdorf anzunehmen. Es war

eine kleine Dame, blond, lebhaft, voller Lebenslust und Launen. Sie mußte sehr jung geheiratet haben, denn man sah es ihr nicht an, daß sie die Mutter dreier Kinder, darunter einer schon fast erwachsenen Tochter war. Sie hatte eine ausgesprochene Vorliebe für das Englische, und ihre Kinder wurden streng nach englischer Manier erzogen. Nur rasereine Pferde und Ponys standen im Stalle der Villa, und der Tee mit obligaten Sandwichs spielte neben andern englischen Gerichten eine Rolle im Haushalt. Für die Kinder wurde eine englische Nonne gehalten, die ihnen den breiten Akzent ihrer Heimat Northumberland nicht gerade zum Vorteil ihrer Sprache einprägte.

Der Kommerzienrat Sternsdorf spielte in Sportkreisen eine hervorragende Rolle. Er besaß ein wertvolles Automobil, verschiedene Rennpferde und fehlte niemals bei sportlichen Veranstaltungen. Unter diesen Umständen hatte man den Kindern natürlich auch englische Namen gegeben. Die älteste, Susanna, wurde Susie genannt, während die zweite, Arabella, Miss Bella, und ihr Bruder Master John oder kurzweg Bob gerufen wurde.

Susanne war zwölf Jahre alt, machte aber den Eindruck einer Vierzehnjährigen. Sie spielte für ihr Leben gern bereits die

Dame und hatte bedeutend mehr Interesse für ihre Kleider als für die Wissenschaften. Sie war ein hübsches Mädchen mit blondem Haar, gesundem, frischem Teint und versprach ihrer Mutter ähnlich zu werden. Die Kommerzienrätin war sehr stolz auf ihre Älteste, verhätschelte sie und nahm sie schon häufig zu Besuch mit.

Mit dieser Schülerin hatte Gertrud gar keinen leichten Stand. Sie war nicht unintelligent, aber die Erziehungsweise der Kommerzienrätin machte einen folgerichtigen methodischen Unterricht unmöglich. Dagegen hoffte Gertrud, auf die

sechsjährige kleine Arabella einen wirksamen Einfluß zu gewinnen. Sie war nicht so verzogen wie die ältere Schwester und besaß eine gute, sanfte Gemütsart. Der dreijährige Bob kam für die junge Lehrerin nicht in Betracht, da er sich noch vollständig in den Händen der Nonne befand.

Eines Tages mußte ein besonders interessanter Besuch in



Fassade der Kaiserlichen Bibliothek im Nevsky-Prospekt in St. Petersburg. (Mit Text.)

Aussicht genommen sein, denn Susie, die von der Mutter wieder mitgenommen wurde, war sehr aufgeräumt und warf Gertrud und Bell noch vom Wagen aus Rußhände zu.

Die junge Lehrerin erzählte dann der Kleinen, ihrer Auffassungsgabe angemessen, etwas aus der biblischen Geschichte, und das Kind hörte ihr mit den weitgeöffneten Blauaugen aufmerksam zu. Als Gertrud zu Ende war, atmete Bell tief auf, und man konnte ihr anmerken, daß das kindliche Herz ganz voll von dem Eindruck war, den die Erzählung darauf gemacht. Dann holte die Kleine ihre Puppe herbei und begann damit zu spielen. Die Puppe wurde zur Würde des von seinen Brüdern verkauften Joseph erhoben und auf einem Wollschäfchen Hobz, das die Stelle des Kamels vertreten mußte, in die Sklaverei geführt.

Während Bell eifrig in ihr Spiel vertieft war, trat Susie ins Zimmer und warf sich gelangweilt und mißvergnügt in einen Sessel.

Die Kleine ging lebhaft auf sie zu und erzählte ihrer Schwester in drolliger Weise die Geschichte von Joseph mit dem bunten Rock. Susie hörte sie erstaunt an.

„Woher weißt du das alles?“ fragte sie dann.

„Fräulein Wagnis hat's mir erzählt. Alles ist wahr, Joseph hat wirklich gelebt, und der arme kleine Moses ist auf dem Nil geschwommen. Fräulein Wagnis weiß noch mehr solcher Geschichten.“

Susie wurde nachdenklich, und die Kindesnatur kam bei ihr zum Durchbruch. Sie erklärte, daß die Besuche, zu denen die Mama sie mitnahm, im Grunde sehr langweilig für sie wären.

Gertrud benutzte diese Stimmung und versuchte in der nächsten Zeit, auf alle mögliche Weise ihre Lernbegierde zu erwecken. Nach und nach fand Susie auch immer mehr Geschmack am Unterricht. Sie zeichnete, übte täglich etwas auf dem Piano und befreundete sich sogar mit Geographie und französischer Grammatik. Dafür mußte ihr Gertrud am Abend zur Belohnung allerlei Geschichten erzählen, die sie dem Alter ihrer Zuhörerin anpaßte. Die Erfolge Gertruds waren bei ihrem Eifer noch größer gewesen, wenn es nicht zu viel Zerstreuungen in dem reichen Hause gegeben hätte.

Anfang September fand zu Ehren des Geburtstages der Kommerzienrätin eine größere Festlichkeit in der Villa statt, an welcher Gertrud mit den Kindern teilnehmen sollte. Die Salons waren strahlend erleuchtet und mit frischen Blumen geschmückt. Ein Wagen nach dem andern fuhr an der Freitreppe vor, denen die Damen in Balltoilette und die Herren im Frack, den Chapeau claqué unter dem Arm, entstiegen. Etwas spät, denn der Diener hatte soeben gemeldet, daß das Diner bereit sei, erschien noch eine junge Dame von imposanter Schönheit in Begleitung ihres Vaters, eines dicken, sehr behäbig aber nicht sein aussehenden Herrn. Obwohl seine Redeweise eher gewöhnlich als geistreich war, hörte man ihm doch mit offener Achtung zu. Susie flüsterte Gertrud ins Ohr, daß dies ein Amerikaner, Mister Jackson, sei, der ein sabelhaftes Vermögen besitze. Die junge Dame, welche ihn begleite, sei Miß Ellen Jackson, seine Tochter.

Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, hatte sich Gertrud mit Bell in eine Ecke des Salons zurückgezogen. Die Kleine war etwas müde geworden und schmiegte sich, den Arm um sie geschlungen, an ihre Lehrerin an. Plötzlich aber sprang sie auf und lief einem jungen Mann entgegen, der soeben eintrat. Sie ergriff seine Hand und zog ihn zu Gertrud hinüber.

„Komm mit zu Fräulein Gertrud,“ sagte sie dabei, „ich will sie dir zeigen.“

„Mein Onkel, Fräulein“, rief sie der letzteren schon von weitem zu.

Gleich darauf verneigte sich ein junger Mann tief vor Gertrud, in welchem diese den Herrn erkannte, der sie damals im Opernhause in der Loge so scharf beobachtet hatte.

Sie errötete bei dieser Wahrnehmung, während der junge Herr durch diese unerwartete Begegnung keineswegs in Verlegenheit zu geraten schien.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit, „ich hatte bereits vor längerer Zeit die Ehre, Sie zu sehen und freue mich sehr, die Gelegenheit zu finden, mich bei Ihnen für mein vielleicht etwas indiscretés Verhalten entschuldigen zu können.“

„Das ist jetzt, nachdem der Fehler begangen wurde, leicht gesagt,“ antwortete Gertrud scherzend, „meine Verzeihung könnte sich nur davon abhängig machen, daß Sie versprechen, im gegebenen Falle ihn nicht wieder zu begehen.“

„Dann werde ich Ihre Verzeihung wohl kaum erlangen,“ sagte der junge Herr mit einem komischen Seufzer. „Wer kann im gegebenen Falle dafür bürgen, wenn . . .“

„Ich will sie Ihnen erteilen unter der Bedingung, daß Sie keine weiteren Komplimente machen“, fiel ihm Gertrud ins Wort.

„Das ist eine sehr harte Bedingung, gnädiges Fräulein.“

„Trotzdem muß ich darauf bestehen.“

„Ich sehe, daß ich es mit einer sehr grausamen Dame zu tun habe.“

Die ersten Takte eines Walzers unterbrachen diese Unterhaltung, aus welcher sich erkennen ließ, daß Gertrud aus dem Leben in der Welt schon etwas gelernt hatte. Der junge Mann forderte sie mit einer Verbeugung zum Tanzen auf, und gleich darauf war das Paar im Gewühl der Menge verschwunden.

In dem Augenblick, als der Onkel Bells Gertrud an ihren Platz zurückführte, sahen sie ganz in der Nähe die Kommerzienrätin mit Miß Jackson am Arme stehen.

„Da bist du ja, Herbert,“ sagte die erstere, „ich habe dich noch gar nicht bemerkt.“

„Da ich dich nicht im Empfangszimmer sah, bin ich eingetreten, Leonie“, antwortete der Angeredete.

„Ist die Badereise dem Onkel gut bekommen? Seit wann seid Ihr aus Ostende zurückgekehrt?“

„Seit voriger Woche. Das Befinden des Onkels läßt noch immer zu wünschen übrig.“

„Hier ist die junge Dame, Herbert, der du vorgestellt zu werden wünschst. Mein Bruder, Herr Baron von Windheim — Miß Jackson.“

Der Baron verbeugte sich und sagte einige verbindliche Worte, die Miß Jackson liebenswürdig beantwortete. Gleich darauf wurde sie von einem Herrn zur Quadrille geholt.

„Sie ist entsetzlich rot im Gesicht, diese junge Miß“, sagte der Baron leise zu seiner Schwester.

„Das ist doch nur vom Tanzen, Herbert“, war die Antwort.

„Offen gestanden, ich hatte sie mir anders vorgestellt. Die Amerikanerinnen sollen doch sonst zarte, ätherische Wesen sein, und dies Genre gerade liebe ich.“

„Ihr Männer seid doch nie zufrieden. Wenn du eine solche zarte Lilie heiratest, dann würdest du wahrscheinlich in betref ihrer Gesundheit schlechte Erfahrungen machen. Du kannst doch nicht leugnen, daß Miß Jackson schön ist?“

„Gewiß, aber der Geschmack ist verschieden.“

Er ward durch Susie unterbrochen, die auf ihren Onkel zu eilte und ihn umarmte, während die Kommerzienrätin von ihren Gästen in Anspruch genommen wurde.

„Wir wollen mit Fräulein Wagnis plaudern, Onkel“, sagte Susie, den Baron zu Gertrud hinüberführend. „Ich habe sie so gerne, denn sie versteht es so vortrefflich, mir den Unterricht durch ihre schönen Geschichten angenehm zu machen.“

„Den Unterricht —?“ fragte der Baron betroffen. „Was für einen Unterricht?“

„Du kennst also Fräulein Wagnis noch nicht. Sie ist doch unsere Erzieherin, Onkel.“

Sie standen bei dieser Rede bereits vor Gertrud.

„Mein Fräulein . . . Sie . . . das ist unmöglich!“ rief der Baron erregt.

„Weshalb soll das unmöglich sein?“ entgegnete Gertrud.

„Ich glaube, Sie wären eine Verwandte der Frau Oberin von Dahlem.“

„Keineswegs. Ich war die Erzieherin ihrer Tochter, wie ich jetzt diejenige ihrer Nichten bin.“

„Das ist ja —“

Der Baron nahm neben Gertrud Platz. Es schien, als ob er noch mehr Fragen an sie richten wollte, aber er schwieg und sah gedankenverloren in das Treiben im Saale. Es machte den Eindruck, als ob er das junge Mädchen neben sich vollständig vergessen habe.

„Weshalb bleibst du hier sitzen, Herbert? Tanze doch mit Ellen“, raunte ihm die Kommerzienrätin im Vorübergehen zu.

„Ich gehe sogleich“, antwortete er zerstreut.

Dann erhob er sich, grüßte Gertrud mit kühler Höflichkeit und schloß sich Miß Jackson an, bei der er auch den Abend über verblieb.

Bald darauf verließ Gertrud mit ihren Schülerinnen die Gesellschaft. Dies Vorkommnis hatte sie sehr peinlich berührt, und mit schwerem Herzen saß sie noch eine Weile in Gedanken vertieft auf ihrem Zimmer. Sie war um eine Erfahrung reicher, ohne daß etwas Besonderes geschehen war. Der Baron hatte sie für eine vornehme Dame gehalten, und nachdem er erfahren, daß sie nur eine Erzieherin war, änderte er sein Benehmen. Aber was ging sie im Grunde der Baron an? — Er hatte sich wahrscheinlich so verhalten, wie es jeder andere an seiner Stelle getan hätte, und er war für sie nicht mehr wie jeder andere. Doch trotzdem sie sich dies sagte, war sie so aufgeregt, daß sie die Nacht fast schlaflos verbrachte.

Am nächsten Morgen saß Gertrud mit Susie, die nach einer leichten Vorlage das Sticken lernte, im Salon, als sich Miß Jackson zu ihnen gesellte. Die junge Dame und ihr Vater waren die einzigen Gäste, welche in der Villa übernachtet hatten. Miß Jackson plauderte freundlich mit der Kleinen, als der Baron eintrat. Er schien die Anwesenden, welche hinter dem großen chinesischen Ofenschirm halb verborgen waren, nicht zu bemerken.

denn er schritt eilig durch das Zimmer auf die Glastür zu, die in den Garten führte.

„Aber, bester Herr Baron, Sie schießen uns ja förmlich!“ rief ihm Miß Jackson zu, als er die Hand auf die Türklinke legte.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein“, sagte er, sich mit etwas gezwungener Miene der Gruppe nähernd. „Entschuldigen Sie tausendmal, daß ich Sie nicht bemerkt habe. Ich wollte meine Schwester im Garten aufsuchen, weil ich ihr etwas zu sagen habe.“

„Ihre Frau Schwester ist noch auf ihrem Zimmer. Sehen Sie sich nur so lange zu uns, damit wir nicht auf die Vermutung kommen, daß Sie uns ausweichen.“

„O, gnädiges Fräulein, wie können Sie so etwas denken!“

„Es ist möglich, daß der Herr Baron nur mich und Susie bemerkt hatte“, warf Gertrud ein.

„In der Tat . . . hm, nein . . . ich erkannte niemand . . .“

Miß Jackson, die sich köstlich über die Verlegenheit des jungen Herrn amüsierte, brach in ein lustiges Lachen aus.

„Ah, ah! Herr Baron, Sie scheinen heute kein Glück mit Ihren Entschuldigungen zu haben.“

„Sie haben recht, Miß Jackson“, sagte er offen. „Ich will mich lieber schuldig bekennen, und da es nun mein Schicksal ist, mich unpässend zu benehmen,“ fügte er, Gertrud dabei bedeutungsvoll ansehend, hinzu, „so bitte ich abermals um Verzeihung.“

„Ich bin so großmütig, Ihre Entschuldigung anzunehmen“, erwiderte Miß Ellen. „Als Entgelt für meine Nachricht aber sollen Sie mir einen Rat erteilen.“

„Herzlich gern.“

„Mein Vater steht mit einem polnischen Edelmann wegen Ankauf einer größeren Domäne im Posenschen, nicht weit von der russischen Grenze, in Verhandlungen. Das Gut heißt Putschinow und ist herrlich gelegen. Das Herrenhaus bedarf aber größerer Reparaturen. Mein Vater will die Überreste einer kleinen, in gotischem Stil aufgeführten Kapelle, die am Ende der mit herrlichen alten Bäumen bestandenen Allee im Park sich befindet, niederreißen lassen, während ich sie gern erhalten sehen würde. Was meinen Sie dazu? Würden Sie es nicht für besser halten, das altertümliche Bauwerk zu restaurieren?“

„O, wie schade wäre es, wenn die kleine Kapelle abgebrochen würde!“ rief Gertrud unwillkürlich, ehe der Baron antwortete.

„Kennen Sie denn Putschinow?“ fragte der Baron bestrebt.

„Meine Mutter hat ihre Jugend dort verlebt und mir oft von dieser kleinen Kapelle erzählt.“

Putschinow war das Stammschloß der Lichtenows und mit dieser kleinen Schloßkapelle waren die reinsten Jugendberührungen ihrer Mutter verknüpft. Sie hatte zu Gertrud oft von den glücklichen Tagen ihrer Kinderzeit, die sie auf dem Gute verlebte, gesprochen.

„Ihre Mutter war also auf dem Gute angestellt, Fräulein“, sagte Miß Jackson hochmütig.

Die Geringschätzung, die aus dem Ton der reichen Amerikanerin sprach, empörte Gertrud innerlich.

„Nein,“ entgegnete sie kurz, „sie war ein Fräulein von Lichtenow und meinem Großvater gehörte früher die Domäne.“

„Ah!“ rief der Baron lebhaft, „ein Fräulein von Lichtenow! . . .“

Er brach kurz ab, aber der Ausruf hatte fast freudig geklungen. Als gleich darauf die Kommerzienrätin ins Zimmer trat, erhob er sich und ging wie in Gedanken versunken hinaus.

„Es scheint mir, als ob Sie den armen Herbert schlecht behandelt haben, Miß Ellen,“ sagte sie scherzend, „er stürmt ja so eilig hinaus.“

„Keineswegs,“ entgegnete Miß Jackson beleidigt, „die Sache liegt gerade umgekehrt. Ich wollte seinen Rat hören, aber er hat mir gar nicht geantwortet.“

„Wie ist das möglich!“

„Ich weiß nicht, was er im Kopf hat, er wollte schon vorhin an uns vorübergehen. Wahrscheinlich,“ setzte sie malitios hinzu, „stößt er sich daran, daß meine Vorfahren keine Prinzen oder Barone waren.“

„Ihre Vorfahren keine Prinzen und Barone? Wie kommen Sie nur darauf, Miß Ellen, ich begreife nicht.“

Tränen des Zornes funkelten in den Augen des schönen Mädchens.

„Jawohl“, sagte sie. „Ihr Bruder schwärmt offenbar für den Adel. Und da mein Großvater kein Baron, sondern nur ein einfacher Mister Jackson war . . .“

„Aber soviel ich weiß, der reichste Kaufmann in Philadelphia, der durch seine Intelligenz zwei Millionen erwarb, die Ihr Vater verdoppelt hat.“

„Nicht nur verdoppelt, sondern mindestens vervierfacht“, entgegnete Miß Ellen stolz.

„Nun also! Und der Reichtum adelt ebenfalls, man opfert ihm nicht selten Rang und Titel. Sie haben das Beispiel an mir

selbst, liebe Miß“, setzte die Kommerzienrätin, um die aufgeregte Schöne zu beruhigen, schmeichelnd hinzu.

Es schien ihr auch mit ihren Worten gelungen zu sein, Miß Jackson zu versöhnen, denn sie lächelte, daß man den Schmuck ihrer Zähne durch die roten Lippen durchschimmern sah.

„Sie haben recht, gnädige Frau. Als ich mit Papa in Paris lebte, hatten wir einen sehr vornehmen Verkehr. Von den aristokratischen Familien konnte sich keine das leisten, was wir imstande waren. Aber trotzdem würde ich mit Vergnügen eine Million hergeben, wenn mein Vater als Graf geboren wäre.“

„Sie sind das reine Kind, Miß Ellen! Achtzehn Jahre alt, eine vollendete Schönheit, vier Millionen im Besitz und wollen sich noch beklagen!“

Die Kommerzienrätin küßte Miß Jackson auf die Stirn und dachte an ihre frühere Lage. Was wäre wohl aus ihr geworden, wenn sie nicht den reichen Bankier Sternsdorf, der häßlich und doppelt so alt war wie sie selber, mit seinen zwei Millionen geheiratet hätte. Sie war eine Anbeterin des goldenen Kalbes und hatte darum auch bei ihrem Bruder eine reiche Erbin im Auge. Eine Heirat zwischen ihm und Miß Ellen wäre ein Seitenstück zu der ihren gewesen, aber ohne den Altersunterschied und also viel passender. Sie hatte das Geld und er den vornehmen Namen, auf den die reichen Republikanerinnen ja doch so begierig sind. —

Aber vorläufig kam es nicht zur Ausführung dieses Planes, denn am nächsten Morgen überraschte der Baron von Windheim seine Schwester mit der Nachricht, daß er sofort abreisen müsse, da der Onkel der Geschwister, der ältere Bruder ihres Vaters, nicht unbedenklich erkrankt sei. Dieser Onkel, der ein großes Vermögen besaß, Witwer und kinderlos war, war immer die Hoffnung der Geschwister gewesen und er selbst hatte seine Hoffnungen auf den Neffen gesetzt, indem er von ihm erwartete, daß er den abligen Namen nicht aussterben lassen, sondern ihm zu neuem Glanze verhelfen würde. Herbert von Windheim hatte von seinem Vater zwar eine vortreffliche Erziehung erhalten, aber Geld konnte er den Geschwistern nicht hinterlassen. So war der junge Mann vollständig von des Onkels Güte abhängig.

Nachdem sich Herbert in der Villa verabschiedet hatte, traf er Bell mit ihrer Gouvernante im Garten und das Kind gab ihr das Geleit bis zum Parktor, wo der Wagen hielt. Als sie die Allee hinaufgingen, näherte der Baron sich Gertrud und sie mit einem eigentümlichen Blicke ansehend, flüsterte er ihr zu:

„Ich bin leider zur Abreise gezwungen, mein Fräulein. Wenn ich innerhalb eines Monats nicht hierher zurückkehre, werden Sie mich wahrscheinlich niemals wiedersehen. Ich weiß nicht, welche Erinnerung ich in Ihrem Herzen zurücklasse, aber wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, so dürfen Sie versichert sein, daß ich zu beklagen bin.“

Darauf neigte er sich schnell herab, um Bell zu umarmen und berührte dabei mit den Lippen Gertruds Hand, welche die Hand des Kindes hielt. Dann bestieg er eilig die Kalesche, die Pferde zogen an und die junge Lehrerin stand in ihrer Betroffenheit wie angewurzelt und sah der Staubwolke nach, welche das Gefährt einhüllte und ihren Blicken entzog.

Bell riß sie schließlich aus ihrer Versunkenheit.

„Der Onkel ist fort, Fräulein, man sieht ihn nicht mehr. Kommen Sie, wir wollen mit Susie eine Partie Krocket spielen.“ —

Mister Jackson blieb mit seiner Tochter, ehe sie nach Putschinow weiterreisten, noch eine ganze Woche in der Villa. Er ging mit dem Kommerzienrat auf die Jagd, während die Damen Besuche in der Nachbarschaft machten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine königliche Vergeltung.

Von C. Trog.

(Nachdruck verboten.)

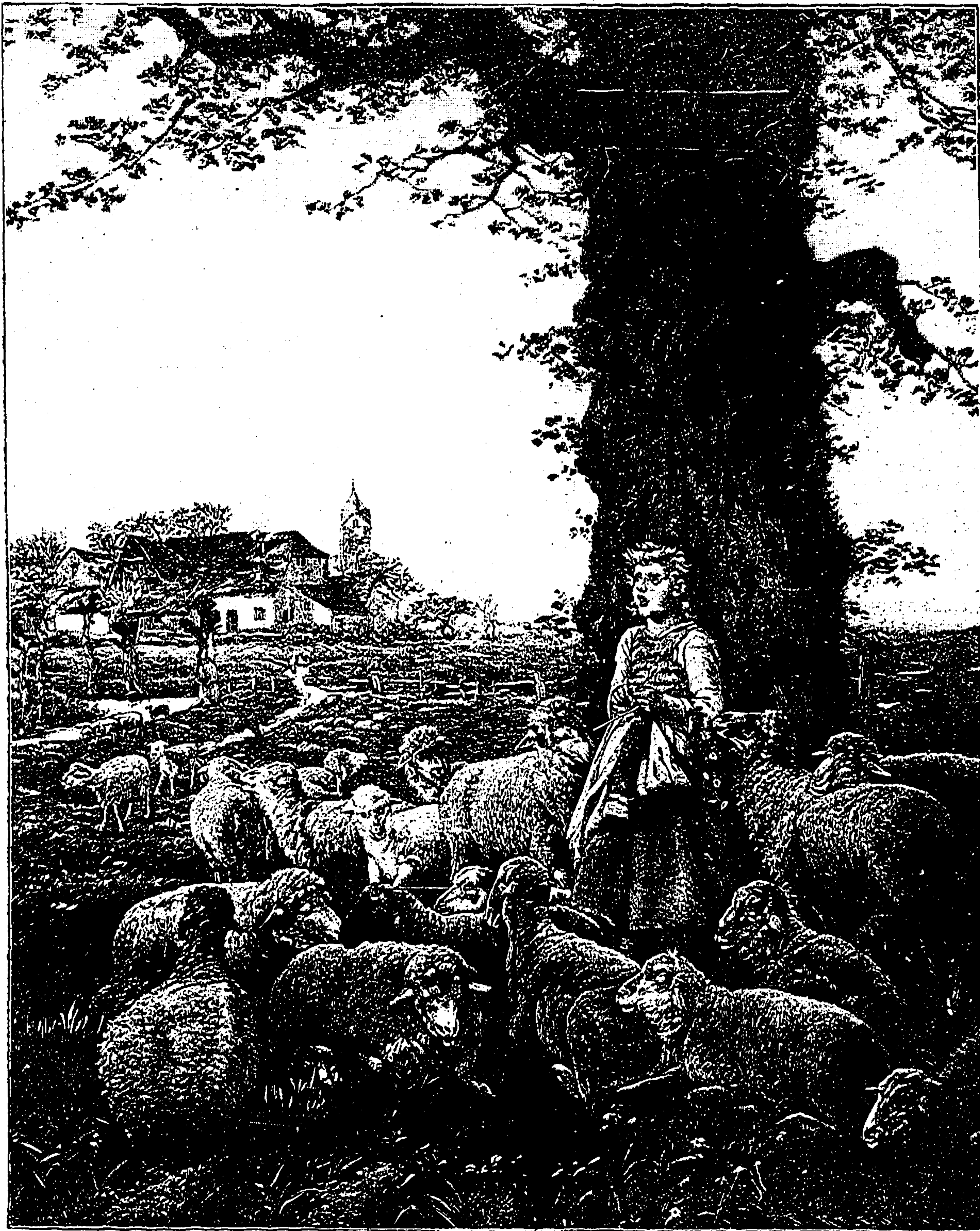
Im Jahre 1741 diente bei der Garde in Potsdam Leutnant Ernst von Maiwald, der verlobt war mit Adele, der Tochter eines sehr reichen aber geizigen Edelmannes von Meining in Pommern, welcher der Bruder seiner Mutter war. Es hatte den Geizigen längst gereut, daß er seiner Schwester das Versprechen gegeben, in die Verheiratung ihrer Kinder zu willigen unter der Bedingung, daß Ernst sich stets gut führen werde.

Ernst von Maiwald war in jeder Beziehung ein wackerer Mensch und Soldat, er war bereits zum Premierleutnant ernannt worden und war im Dienste der nächste zum Kapitän. Er hatte einen Freund, Leutnant von Brandt, welcher in Berlin stand und bei dem Ernst, wenn er in Berlin anwesend war, abzusitzen pflegte. Zu einer Zeit, als er sich fertig machte, zur Erledigung eines Geschäftes nach Berlin zu reiten, wurde ihm ein Brief gebracht, dessen Inhalt lautete: „Heute früh sind wir hier angekommen, um schon morgen wieder nach Hause zurückzukehren. Ich muß dich noch in der heutigen Nacht sprechen, um Dir die wichtigste und, wie ich hoffe, die freudigste Nachricht

mitzuteilen. Im Gasthose geht das unter keiner Bedingung an, vielmehr erwarte ich Dich ganz bestimmt auf der Maskerade heut nacht im Schlosse. Schwarzer Domino, rot-weiße Schleife auf der linken Schulter, dahinter steckt Deine ewig getreue Adele."

Gedankenvoll steckte Ernst diesen sonst so freudigen Brief in die Tasche, denn er wußte, daß der König dem Obersten streng befohlen hatte, den Offizieren der Potsdamer Garnison jeden Urlaub zur Redoute in Berlin zu verjagen, wenn nicht ganz be-

bei der Redoute ohne Erlaubnis des Königs entdeckt würde. Sein Aufsuchen zum Maskirball wäre dann gewiß ausgeschlossen, auch würde sein Oheim seinen Besuch der Maskerade ohne Erlaubnis als eine üble Führung ansehen und ihm die Hand Adeles verweigern. Dieses alles besprach Ernst von Maiwald mit seinem Kameraden von Brandt lang und breit, und er ahnte nicht, daß dieser unter der Maske der Freundschaft Böses gegen ihn im Sinne führte. Ohne daß Ernst und Adele etwas davon wußten,



Ein Frühingslied. Nach dem Gemälde von Fritz Beinke. (Mit Text.)

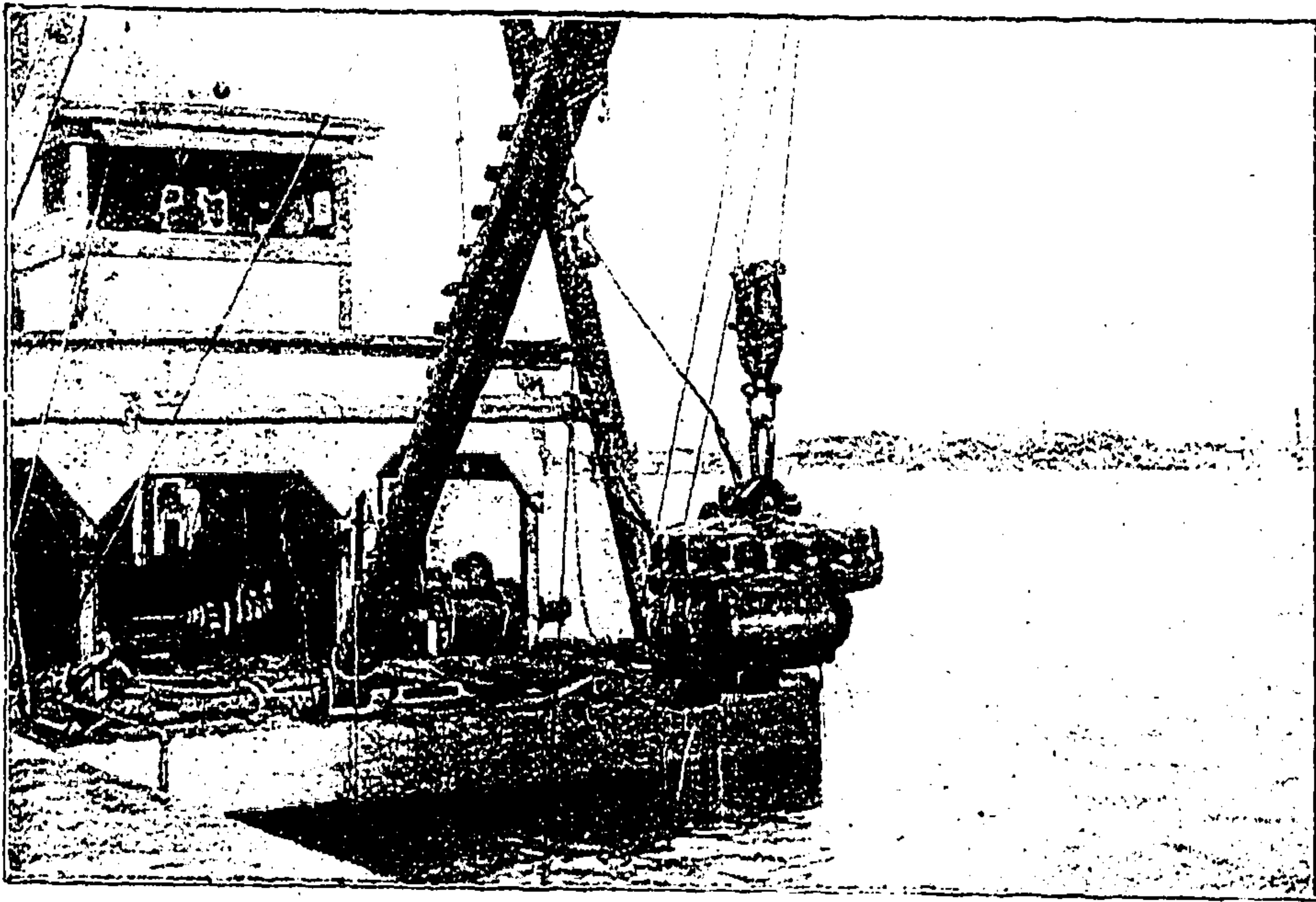
ondere Umstände obwalten sollten, denn der König gab vorzugsweise zur Unterhaltung des Zivilstandes in Berlin die Redouten, und nur mit seiner Bewilligung wurden ausnahmsweise an Offiziere Einlaßkarten verabfolgt.

Wie nun Leutnant Ernst von Maiwald sein Geschäft in Berlin besorgt hatte, begab er sich in die Wohnung seines Kameraden von Brandt, und er war unklug genug, diesem die Einladung Adeles nach der Redoute zu erzählen und ihm seine Besorgnisse über die möglichen Folgen zu äußern, wenn seine Anwesenheit

hatte Brandts Vater dem Herrn von Meinring den Antrag gestellt, er möchte seinem Sohne seine Tochter Adele zur Frau geben, sein Sohn verlange weder eine Aussteuer noch sonstige Mitgift, solange Herr Meinring lebe. Dieser Antrag gefiel dem geizigen von Meinring, denn Ernst war in keinen guten Vermögensverhältnissen, und Leutnant von Brandt war sehr reich, und daß er, so lange er lebte, keinen Vermögensteil an von Brandt sollte abgeben müssen, das war so recht Wasser auf seine Geizmühle. Andererseits wollte aber von Meinring sein gegebenes

Wort nicht brechen, dann, wenn Ernst sich gut führe, ihm seine Tochter Adele zur Frau zu geben. So wurde nun bei diesem unschönen Handel

Leutnant von Brandt die Aufgabe gestellt, den Leutnant Ernst von Maiwald zum Straucheln zu bringen und damit Adels Vater einen Vorwand zu verschaffen, sich seines gegebenen Wortes entbunden zu halten. Nun kommt der ahnungslose Ernst zu dem verräterischen Freund und eröffnet ihm vertrauensvoll seine Angelegenheit, fügt auch hinzu, er sei vorhin im Gasthose gewesen und habe erfahren, daß Meinring und seine Tochter bereits zur Redoute gefahren, und der Wagen zur Abreise auf zwei Uhr nachts bestellt sei. Nichts konnte dem Verräter will-



Aus der Meeresstiefe. (Mit Text.)

kommener sein, als das Vertrauen des Fremdes. Nach einer Stunde schon hatte von Brandt zwei Eintrittskarten verschafft, zwei Domino waren gebracht, sowie zwei auffallende Masken, und es hatte noch nicht zwölf Uhr geschlagen, da saß auch schon



Frau B. Bnh,

die neue Hausarbeitswärterin der Stadt Frankfurt a. M. (Mit Text.)

Zeit lauschte, bis dann die Maske ihre Hand auf Ernsts Schulter legte und sagte: „Herr Kamerad, seid auf Eurer Hut, Potsdamer Offiziere sollen die Berliner Redouten nicht besuchen.“

Ernst schrak zusammen, da er jedoch den Armelausschlag der Berliner Offiziere erkannte, so glaubte er, Brandt erlaube sich diesen Scherz, und er antwortete barsch: „Ich weiß es, aber ein Schuft, der es weiter sagt!“

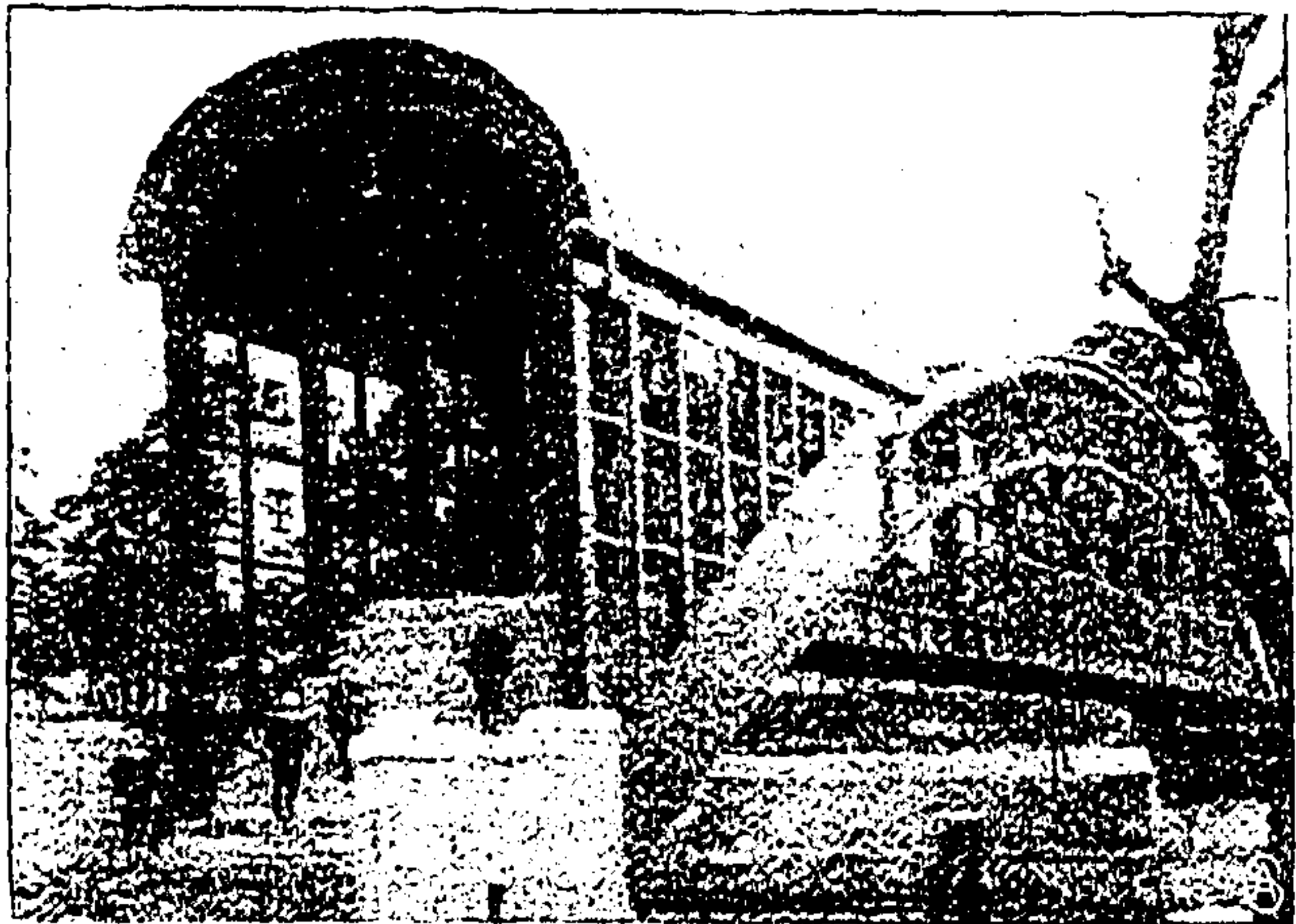
Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ die Maske die Loge. Ernst schlug aber die empfangene Warnung nicht leicht in den Wind, deshalb trennten sich die Liebenden alsbald, und Ernst ritt eilig gen Potsdam. Der unerlaubte Scherz, den man mit ihm getrieben, regte ihn doch auf, auch stellte sich bei ihm ein unheimliches Gefühl ein, welches er mit diesem Scherz in Verbindung brachte, ohne zu wissen wie. Dieses Gefühl würde sich aber bedeutend erhöht haben, wenn er gewußt hätte, wem er eigentlich in der Loge begegnet war. Die Sache verhielt sich so. Von Brandt hatte von seinem Obersten die beiden Eintrittskarten erhalten. Wie er nun

wußte, daß Ernst und Adele in der Loge beisammen waren, trat Leutnant von Brandt in des Königs Loge und meldete

seinem dort anwesenden Obersten so laut, daß der König es hören mußte, daß schon wieder ein Offizier der Potsdamer Garnison, und zwar der vielgepriesene Leutnant von Maiwald, ohne Erlaubnis die Redoute besuche.

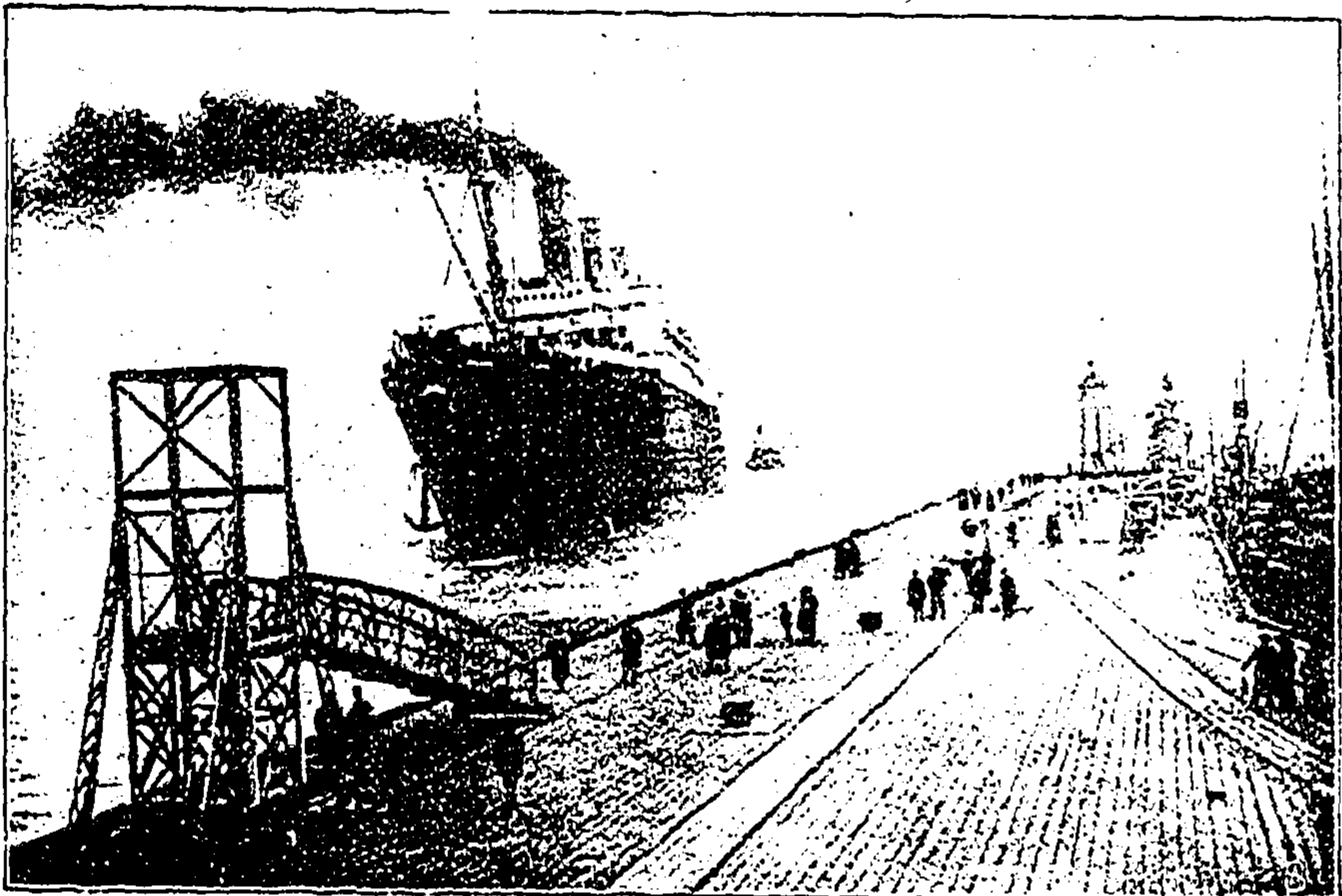
König Friedrich erstaunte sehr, denn von Ernst hatte er ein Übertreten seines Befehls nicht erwartet; aber er durfte diesen Fehltritt nicht übersehen, da er ihm so laut zu Gehör gebracht worden war. Von Brandt mußte den König bis zur betreffenden Loge begleiten, ihm vor derselben seinen Domino und seine Maske ab-

treten und im Korridor auf seine Rückkehr warten. Auf diese Weise hatte sich alle der König selbst von der Anwesenheit des Leutnants von Mai-



Der „Jugfernsteg“ bei Plöhensee. (Mit Text.)

wald auf der Redoute überzeugt, er gab einem Adjutanten den Auftrag, von Maiwald zu beobachten, und als dieser alsbald berichtete, daß der Leutnant die Redoute ohne Aufenthalt verlassen habe, schrieb er einige Worte auf ein Stückchen Papier



Größte Landungsanlage der Welt. Intern. Ill. Co. Sanden, Berlin, phot. (Mit Text.)

und ließ dasselbe einer Ordonnanz mit dem Befehle behändigen, den Zettel ungesäumt dem wachhabenden Offizier am Berliner Tor in Potsdam zu überbringen.

Nur vor Zehlendorf hörte Ernst einen Reiter hinter sich hertröten, es war das die Ordonnanz, die der König abgeschickt hatte. Ernst, der kein gutes Gewissen hatte, rief den Reiter an: „He, Kamerad, wohin so eilig in diesem Schneegestöber?“

„Nach Potsdam, zur Wache am Berliner Tor!“

Ernst ward es bei dieser Antwort, als schneüre ihm jemand die Kehle zu. Er ermannte sich aber und sagte: „Wenn wir Krieg hätten, so würde ich glauben, du brächtest eine Friedensnachricht.“

„Ich weiß nicht, was ich bringe,“ war die Antwort, „denn den Zettel da, den ich auf der Wache abgeben soll, kann ich nicht lesen, zumal da der König ihn selbst geschrieben und ihn mir übergeben hat.“

Das Schwert schwebte über seinem Haupte, das sah Ernst ein. Er dachte: Zeit gewonnen, viel gewonnen und lud die Ordonnanz ein, in Zehlendorf ein Glas Punsch mit ihm zu trinken.

Das ließ sich die Ordonnanz nicht vergeblich anbieten, und wenige Minuten später saßen beide in der Gaststube, und beim zweiten Glase Punsch bekam Ernst bereits den Zettel des Königs in seine Hand, und er las die Worte: „ein Offizier, der über Nacht von Berlin einpassiert, ist zu strengem Arrest zu bringen.“

Ernst sah da wie vom Donner gerührt. Die Ordonnanz fragt: „Hat's Eile? Was steht drin?“

„Eile hat's nicht im geringsten,“ antwortet Ernst, „es ist wohl ein Spaß, wie sich ihn der König zuweilen erlaubt, wenn er bei guter Laune ist.“

Ernst hatte aber schon entdeckt, wie er sich helfen könne, ein orthographischer Fehler des Königs half ihm in dieser Not, es war dies das Wörtchen „ein“, das der König mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben hatte. — Ernst bestellte das dritte Glas und rief gleich hinterher der Ordonnanz zu: „He, Kamerad, schnell, die Pferde reißen sich los!“

Und Kopf über Hals stürzte die Ordonnanz hinaus, und ebenso schnell hatte Ernst mit dem Bleistift seiner Brieftasche vor das kleine „e“ ein großes „K“ geschrieben, so daß der Inhalt des Zettels nun lautete: „Kein Offizier“ usw. Die Pferde standen draußen natürlich so ruhig wie zuvor, die Ordonnanz kehrte beruhigt zurück, steckte den Zettel wieder in seine Brieftasche, und da nun Ernst zur Eile trieb, tranken sie die Gläser leer und ritten ab. Als in Potsdam der wachhaltende Offizier den Zettel der Ordonnanz las, lachte er über den vermeintlichen Scherz, den der gutgelaunte König irgendeinem Geängstigten spiele.

Ernst lachte ja auch mit, aber sein Herz war voll Kummer und Sorge, und er zerbrach sich den Kopf, wer dem Könige seine Unwesenheit auf der Redoute verraten haben könne. Es fiel ihm nicht im Traume ein, zu glauben, daß sein Kamerad von Brandt der Verräter sein könne. Am Morgen, als die Parade zu Ende war, bei welcher die Parole ausgegeben ward, ritt der König an Ernst heran, er näherte sich seinem Ohr und flüsterte hinein: „Er ist Kapitän, aber ein Schuft, der es weitersagt!“

Ernst stand da wie versteinert, er vergaß sogar, die Hommours zu machen, als der König wegritt. Allen neugierigen Fragen wich er standhaft aus, aber er fühlte sich schrecklich unglücklich, besuchte keine Gesellschaften mehr und vereinsamte ganz und gar und machte den Eindruck eines Kranken. „Ich weiß es, aber ein Schuft, der es weitersagt“, hatte er in der Loge zu dem Könige gesprochen, und diese Beleidigung konnte ihm der König wohl nie vergeben. Ernst sah es ein, sein Glück, an Adeles Seite leben zu können, war für immer vernichtet. Er war leiblich und geistig nur noch ein Schattenbild von seinem früheren heiteren und kräftigen Wesen; das ging seinem Obersten zu Herzen, und als dieser ihm sagte, er möchte ihn als seinen Vater betrachten und wie ein guter Sohn ihm sein Herz öffnen, da konnte dieser nicht länger widerstehen. Er erzählte dem Obersten alles, verschwieg ihm auch die Mitteilungen nicht, die er seitdem von Adele erhalten, daß von Brandt Absichten auf ihre Hand verfolgte.

„Da gibt es einen Schurkenstreich,“ rief der Oberst, „und dieser Schurke ist“ —

„Brandt“, ergänzte Ernst des Obersten Rede.

„Ich weiß es,“ sagte der Oberst, „aber ich kann ihn nicht strafen, das kann nur eine höhere Macht.“

Der Oberst versprach, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit dem Könige den wahren Zusammenhang der Sache vorzulegen. Dies geschah schon bald. Die glücklich vollbrachte Umänderung des Haftbefehls in Zehlendorf war in den Augen des Königs eine Tat, die für Ernstens Geistesgegenwart sprach, und daß er selbst gegen seinen Obersten über seine Ernennung zum Kapitän geschwiegen, galt dem Könige als Beweis, daß Ernst ein Mann voller Ehre sei.

Der König antwortete dem Obersten: er wolle sich die Sache überlegen und sehen, was sich tun lasse.

Diese königliche Antwort gab Ernst das Leben wieder, er würde aber noch viel freudiger gestimmt worden sein, wenn er gewußt hätte, daß bei dem Herrn von Meining in Pommern ein allerhöchst eigenhändiges Handschreiben des Königs einging, in welchem dem alten Herrn verboten ward, über die Hand seiner Tochter Adele in irgendwelcher Weise ohne Konsens des Königs zu verfügen. — Mit der öffentlichen Ernennung Maiwalds zum Kapitän hielt der König aber nach wie vor und selbst dann noch zurück, als das Regiment im Frühjahr nach Schlesien zum zweiten schlesischen Kriege ausrückte, denn Ernst führte wohl eine Kompanie, aber nur als Leutnant, und hatte weder den Rang noch das Gehalt als Kapitän.

Maiwald sagte beim Ausrücken zu seinem Obersten: „In diesem Feldzuge verdiene ich mir das Kapitänspatent, oder ich suche und finde den Tod“, worauf der Oberst etwas von Ungerechtigkeit des Königs vor sich hinbrummte.

Sie irrten sich jedoch beide, Kapitän sollte Ernst sich niemals nennen lassen dürfen, so hatte es der König beschlossen, der Ernst seit seiner heimlichen Ernennung zum Kapitän scharf beobachtet ließ und gefunden hatte, daß Maiwald nicht nur ein unverbrüchliches Schweigen über diese Ernennung beobachtete, sondern sich auch in keiner Weise andere Funktionen und Rechte als die eines Leutnants angemast hatte.

Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo Maiwald Gelegenheit gefunden hatte, sich auszuzeichnen, stand das Regiment in Parade aufmarschiert, als der König an dasselbe heranritt, den Hut vor demselben abnahm, es musterte und Leutnant von Maiwald befahl, vorzutreten. Diesmal pochte Ernst das Herz vor freudiger Erwartung, und dennoch war es wieder ein Schlag, wie ihn Ernst nicht erwartet hatte.

„Ich ernenne den Leutnant von Maiwald zum Major“, jagte der König laut und vernehmlich, und dann flüsterte er Ernst noch zu: „Das kann er weitersagen, sowie auch, daß ich ihm die Hochzeit mit seiner Liebsten ausrichten werde.“

Frühaufstehen und Spätaufstehen?

Hygienische Sommerbetrachtung von Dr. J. Wiese.

(Nachdruck verboten.)

Je mehr sich der Sommer nähert, um so stärker wird die Lust, frühzeitig aus dem Bette zu steigen. Auch der verwöhnteste Langschläfer hält es dann nicht mehr lange im Bette aus, und es ist auch eine alte Erfahrung, daß man unter der Einwirkung der Tageshelle nicht mehr so ruhig schlafen kann wie in der tiefen Nacht. Und insbesondere auf dem Lande wird im Frühling die Lohung ausgegeben, sich nicht allzusehr von der Sonne beschämen zu lassen. Zeitig ins Bett und zeitig aufstehen, so hört man oftmals sagen, sei das beste, und zu den alten Volksweisheiten gehört auch die Behauptung, der Schlaf vor Mitternacht sei der gesündeste, derjenige nach Tagesanbruch der ungesundeste.

Wie an allen Volksweisheiten, so ist auch an dieser etwas Wahres; daß man indessen auch als Spätschlafengeher und Spätaufsteher bei guter Gesundheit ein schönes Lebensalter erreichen kann, bewies sowohl Bismarck als auch der vor wenigen Jahren verstorbene Großmeister der Malerei: Menzel, der selten vor Mitternacht sein Ruhelager aufsuchte und dafür bis in den hellen Tag hinein sich an recht gesundem Schlaf erfreute.

Die Frage ist besonders in den Tagen des Beginns der Schulzeit aktuell, denn für zahlreiche Menschen tritt mit dem Beginn des neuen Schuljahres, in dem die Kinder durch den früheren Schulbeginn zum Frühaufstehen gezwungen werden, die Notwendigkeit ein, zeitig aus dem Bette zu steigen, denn die Kinder beherrschen die Gewohnheiten im Hause, und welche Eltern würden sich wohl gern von ihren Kindern beschämen lassen durch zeitigeres Aufstehen, oder auch die Abfertigung der Kleinen den Dienboten überlassen. In jedem April werden denn auch in der Regel aller Arten Klagen laut über den Frühbeginn der Schulen, Klagen, die nach meiner Ansicht voll berechtigt sind in bezug auf die Eltern, aber nicht berechtigt zu sein brauchen für die Kleinen.

Kinder, die um sieben Uhr in der Schule sein und demgemäß um sechs Uhr aufstehen müssen, haben eben zeitiger ins Bett zu gehen, damit sie ihr Schlafpensum genügend absolvieren. Dieses Schlafpensum wird für das Kind unter vierzehn Jahren etwa zehn Stunden sein, doch ist auch das, wie später gezeigt werden wird, ganz individuell. Für die Eltern aber, zumal diejenigen der Großstadt, die oft erst um zwölf Uhr schlafen gehen, womöglich nach anregendem Geplauder, das auf die erste Zeit der Nachtruhe nicht störend einwirkt, ist es freilich sehr viel verlangt, der Kinder halber schon um sechs Uhr oder noch früher aufstehen zu müssen oder auch nur durch den Lärm der aufstehenden Kinder geweckt

zu werden. Denn sechs Stunden Schlaf sind für die meisten Menschen zu wenig, zumal für die Bewohner der Großstadt.

Das Maß Schlaf, das der Mensch braucht, ist, wie schon angedeutet, durchaus individuell verschieden; es richtet sich nach der Beschäftigung der Menschen, nach seinen Gewohnheiten, seiner Charakterveranlagung und seiner Konstitution. Personen, die eine geistige Tätigkeit haben, müssen in der Regel mehr schlafen als Personen, die sich körperlich viel ausarbeiten. Das scheint auf den ersten Augenblick falsch, denn der körperliche Arbeiter ist in der Regel viel müder als der geistige. Gleichwohl: die geistige Tätigkeit beschäftigt den Geist fortbauend, sie läßt ihn nie zur Ruhe kommen, außer während der Schlafzeit. Der körperliche Arbeiter schafft dem Körper doch oftmals im Laufe des Tages Ruhe, mindestens während der Essenszeit. Den geistigen Arbeiter wird daher der Mangel an Schlaf leicht nervös und geistig matt machen.

Es kommt indessen aber auch auf die Veranlagung des Menschen an, und insbesondere ist das bei Kindern zu beobachten, rege, lebhaftere Kinder, sogenannte Zappelrißer, brauchen mehr Schlaf als schwerfällige, obwohl jene weniger gern früh zu Bett gehen werden wollen als diese; schwächliche Kinder natürlich auch mehr als kräftige. Bei Kindern und Erwachsenen, bei regen und bei geistigen Arbeitern gibt es viele, die mit einem Mindestmaß von Schlaf auskommen, die nach sechs Stunden Schlaf sich vollkommen frisch fühlen, und bei anderen wieder solche, die acht und mehr Stunden brauchen, wenn sie nicht krank und matt sein sollen. Jede feststehende Regel in dieser Beziehung wird durch die Erfahrung im Einzelfall widerlegt.

Es kommt nur darauf an, sich selbst zu prüfen, wieviel man braucht, und dieses notwendige Maß nicht wesentlich zu verringern, ebensowenig auch es zu überschreiten. Wer mit sechs Stunden Schlaf gut auskommen kann — wenige Großstädter werden es vermögen —, begeht nicht nur eine Verschwendung, wenn er länger schläft, sondern auch eine Sünde an seiner Gesundheit, wenn er dieses Maß allzusehr und oft überschreitet.

Diejenigen aber, die zum Frühaufstehen gezwungen werden, sei es durch den Schulbeginn ihrer Kinder oder sonstwie, sollen das nötige Schlafmaß durch früheres Schlafengehen oder durch ein Nachmittagschläfchen ersetzen. Die zum Frühaufstehen gezwungene Jugend freilich soll nicht an das Mittagschläfchen sich halten, sondern soll früher ins Bett gehen, denn insofern hat eben der alte Aberglaube von dem Schlaf vor Mitternacht recht, die Einwirkungen des Tageslichts wirken beunruhigend auf den Schlaf. Am meisten geträumt wird in den Morgenstunden, wenn äußere Einwirkungen des Lichtes oder auch Geräusche auf den Schläfer treffen, und daher wird es für nervöse Leute und zarte Kinder immer besser sein, früh ins Bett zu steigen und dafür früh aufzustehen.

Für den Landbewohner, der sein Leben ganz nach seinem Belieben einrichten kann, dessen Beschäftigung im innigen Anschluß an das Leben in der Natur sich regelt, ist es daher wohl möglich und recht, wenn er im Sommer früh aufsteht und demgemäß früher schlafen geht. Für den Städter, insbesondere den Großstädter, ist's ein Unsinn, daß er nur deshalb, weil der Frühling über die Berge steigt, seinen Kräften mehr zumuten soll als im Winter.

Freilich, ein Frühlingmorgen ist etwas Herrliches; nichts Schöneres gibt's, als im taufrischen Frühlingmorgen das Erwachen der Natur zu beobachten, den fröhlichen Sängern in den Lüften zu lauschen, die gerade am frühen Morgen so prächtig klingen, weil sie noch nicht vom Lärm des Tages eingeschüchtert. Und daher gibt es in allen Großstädten passionierte Frühaufsteher, die in die großen Gärten und Parkanlagen wandern, dort in einem Lokal den Morgenkaffee oder auch, was jedenfalls vorzuziehen ist, Milch trinken und sich auf diese Art, wer weiß was, zugute halten.

Nun, nach dem eben Gesagten sind derartige Frühpartien nur dann empfehlenswert, wenn man den mangelnden Schlaf anderweitig einbringen kann. Auch sollen Frühspaziergänge nicht

von solchen unternommen werden, die zur Magereit neigen, ebensowenig von Herzkranken. Herzschläge bei solchen Fußwanderungen kommen gar nicht selten vor, zumal wenn solche Frühwanderer so unvorsichtig sind, zu schnell zu gehen, sich dabei zu erhitzen, und dann in der oft kühlen Morgenluft sich niederzusetzen. Das ist in vielerlei Beziehung eine Unvorsichtigkeit und kann mancherlei schädliche Folgen haben. Daß man in der warmen Jahreshälfte früher aufsteht als in der kalten, ist ja aus verschiedenen Gründen anzuempfehlen. Man hält sich naturgemäß in jener viel länger im Freien auf als in dieser. Im Freien aber ist die Luft weit ozonreicher des Morgens als in der späteren Zeit des Tages, und so ist es denn selbstverständlich, daß man diese bessere Tageszeit mehr ausnützen soll als die schlechtere. Die Spätaufsteher bringen sich um diese erfrischenden Morgenstunden, die wir besonders Anfang Sommer haben. Und es ist wohl anzuempfehlen, daß wir dieser Erfrischung gern eine Abendstunde opfern und diese Zeit des Morgens genießen. Später, zum Hochsommer hin, ist es dann natürlich ganz anders, dann sind unter dem Einfluß der erdrückenden Sommerwärme die Abendstunden die einzige Erfrischung, und daß man sie so lange wie möglich ausdehnt, ist selbstverständlich. Freilich kann man es dann auch in der Regel des Morgens nicht mehr im Bette aushalten, und man tut gut, dann das Mittagschläfchen zu Hilfe zu nehmen, das man übrigens weit besser noch kurz vor dem Essen absolviert, weil das Schlafen nach dem Essen nicht der Verdauung zuträglich ist.

Es läßt sich also weder im allgemeinen sagen, daß Frühaufstehen gesundheitlich zuträglich sei, noch das Gegenteil. Aber wir dürfen uns auch nicht durch das Beispiel von Leuten, die kräftig und rüstig sind

und noch im hohen Alter Passion zum Frühaufstehen haben, zu gleichem Tun verleiten lassen. Niemand braucht ältere Leute weniger Schlaf als jüngere.

Auch das Beispiel von berühmten Persönlichkeiten, die mit sechs Stunden Schlaf auskommen und ein hohes Alter erreichten, wie Kaiser Wilhelm, ist nicht beweiskräftig, ebensowenig wie die oft zitierte Regel des berühmten Hufeland: 6 Stunden der Mann, 7 Stunden das Weib, 8 Stunden das Kind und der Narr. Das Leben stellt heute andere Anforderungen an den Menschen als zu Hufelands Zeiten.

Können wir diese Anforderungen zurückschrauben — das ist zumeist der Fall in der Sommerfrische —, so ist's freilich wünschenswert, wenn wir dies zugunsten der Morgenstunden tun, die ja auch nicht nur hygienisch, sondern auch für die ganze Arbeitseinteilung Gold im Munde hat, aber einseitig, nur weil's das Datum will, früher aufstehen und dem Körper mehr zumuten, ist unnötig und ungesund.

Vergerbild.



Wo ist der Fuchs?

Sinngedichte

O, glaube mir: der schönste Segen
Entspricht mir unserm heißen Mühen,
Und wie wir unsre Blumen pflegen,
So werden unsre Blumen blühen! Lito Bromber.

Brenn' leuchtende Gedanken ab, daß jeder Seher Beifall schreibt —
Ein Blinder ruft gewiß noch aus: Ich sehe nichts von Helligkeit!
Lito Bromber.

Unsere Bilder

Zur Jahrhundertfeier der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg. Die öffentliche Kaiserliche Bibliothek in Petersburg begeht die Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Sie ist eine der reichhaltigsten Bibliotheken der Welt und birgt in ihrem Innern literarische Schätze von unermesslichem Wert. Unter anderem befindet sich dort auch der heilige Koran, vor dem alle muselmanischen Besucher zum Gebet in die Knie fallen.

Ein Frühlingslied. Das ist noch Frühlingszeit, die in der kleinen Hirtin nach lautem Ausdrud ringt, also daß sie hell und lustig ihr Lenzlied in den blauen Himmel schmettert! So sehr ist sie bei der Sache, daß sie darüber nicht allein den Strickstrumpf verpöht, den ihr Mutter mitgegeben hat, um die langen Stunden, da die ihr anvertraute Herde sorgsam zu ihren Füßen ruht, läßt auszufüllen, sondern auch den eben erst geflochtenen Frühlingsblumenkranz, den ihr das dreifache der Schafe einfach vom Arme wegstrikt. Wer sollte auch an solchem herrlichen Sonnentage für anderes Sinn haben als eben für Sonnenschein und Himmelsblau: O wie wunderbar schön ist die Frühlingszeit!

Aus der Meeres Tiefe. Unsere Abbildung zeigt die Art und Weise, wie die Amerikaner eiserne Gegenstände, groß und klein, aus dem tiefen Schlamm des Mississippiflusses bergen. Ein großer Elektromagnet wird mittels eines Strangs in die Tiefe herabgelassen und sämtliche in seinem Bereich befindlichen eisernen und stählernen Gegenstände werden mit ihm in die Höhe gehoben.

Frau B. Bus, die neue Hausarbeitswärterin der Stadt Frankfurt a. M. Eine Hausarbeitswärterin, die in den Arbeiterfamilien für Ordnung in der Wirtschaft sorgt, ist in Frankfurt a. M. angestellt worden. Der

Magistral ging dabei von der Erwägung aus, daß der Rückgang der bürgerlichen Ordnung in manchen Familien oft auf die Unfähigkeit der Hausfrauen, die Habe zusammenzuhalten, zurückzuführen sei. Deshalb soll die Hausarbeitswärterin die Frauen zu gediegener Wirtschaftsführung anleiten. Die Arbeit selbst muß die Ehefrau ausführen, um sie zu lernen; die Hausarbeitswärterin beschränkt sich darauf, die Anleitung zu geben und die Kontrolle auszuüben. In Fällen, in denen irgendwelche Hilfe zur Abwendung von Not und Sorgen erforderlich ist, stellt die Hausarbeitswärterin diesbezügliche Anträge bei der Armenverwaltung. Der erzieherische Wert dieser neuen Einrichtung besteht darin, daß, sofern die Anleitung der Hausarbeitswärterin nichts fruchtet, für die Familien die Gefahr besteht, ihnen die Kinder entzogen und in Fürsorgeerziehung gebracht werden. Unsere Aufnahme zeigt die neue Hausarbeitswärterin, Frau B. Bus, in ihrem Magistratsbureau.

Die neue Brücke über den Großschiffahrtsweg. Der „Jungfernsteg“, die kürzlich im Beisein von Vertretern der städtischen Behörden eingeweihte neue Brücke über den Berlin-Stettiner Großschiffahrtsweg bei Plöhensee, besteht völlig aus Eisen und besitzt eine Spannweite von 56 Meter. Sie dient lediglich dem Fußgängerverkehr und verbindet die Saatkücheler Chaussee auf dem linken Kanalarufer mit dem jenseits gelegenen Johannisfriedhof nördlich von Plöhensee. Die gewaltige Schleusentreppe bei Niedersfinow, deren Bau nunmehr fertiggestellt ist, wurde vor kurzem auf ihre Betriebssicherheit hin geprüft, wobei sich die Schleusentammermauern wie der Eisenbetonboden als durchaus zuverlässig erwiesen. Es wird nun zunächst ein mehrwöchiger Versuchsbetrieb eingerichtet, und zwar mit großen 600-t-Schiffen, für deren Verkehr der Großschiffahrtsweg ja vorzugsweise eingerichtet ist.

Die größte Landungsanlage der Welt. Der Riesenhafen, der in Aarhus durch Erweiterung des bisherigen Neuen Hafens auf eine Wasserfläche von 42 Hektar mit einem Kostenaufwand von 12 Millionen Mark erbaut wurde, ist dazu bestimmt, die Dampfer der Imperatorklasse aufzunehmen. Die am westlichen Kopf der 290 Meter breiten Einfahrt erbaute Landungsanlage ist 400 Meter lang und damit die größte aller vorhandenen. Unsere Aufnahme zeigt den „Imperator“ an der neuen Landungsstelle, die von ihm bei Wiederaufnahme seiner Fahrten in Betrieb genommen wurde. Im Juni wird als zweiter Riesendampfer dieser Klasse der „Waterland“ in Dienst gestellt.



Instruktionsstunde.
Unteroffizier: „Wie grüßt der Soldat, wenn er etwas angefaßt hat?“
Soldat: „Dann läßt er sie los.“

Nicht gut Kirichen essen. Die allbekannte Redensart: „Hier ist nicht gut Kirichen essen“, oder: „Mit dem ist nicht gut Kirichen essen“, ist sehr alt, denn ihr Ursprung liegt im 13. Jahrhundert. Zu Ende dieses Jahrhunderts besah das Schloß Kirichstein der Bischof Wilige I. von W. ein geborener Graf von Camenz. Dieser hatte den Markgrafen von Weissen, Friedrich Thuta oder Teute, d. h. der Sammelnde genannt, aus tödlichem Haß, weil er ihn in einer Fehde besiegt, auf Schloß Kirichstein zur Jagd geladen und hier mit Kirichen, die vergiftet waren und die jener zur Löschung seines Durstes verlangt hatte, aus der Welt geschafft. Im Volke bildete sich damals jene Redensart heran, die sich bis heute lebendig und im Schwang erhalten hat.

Gemeinnütziges

Milchsuppe. Zwei Eßlöffel voll Mehl werden in Butter oder Minder schmalz hellgelb geröstet und mit einem Schöpflöffel voll Wasser über gossen. Die Masse wird dann aufgelocht, mit 1 1/2 Liter Milch vermischt, nach Geschmack gesalzen und gut verkocht.

Je früher der Same, desto besser die Pflanze, lautet ein altes Gärtnerwort. Gurken- und Melonensamen machen davon eine Ausnahme. Sie sind von 3. bis zum 6. Jahre besser zum Anbau geeignet als im 1. und 2. Jahre.

Die geeignetste Zeit zum Versand lebender kleiner Kisten ist die zwischen der 24. und 30. Lebensstunde. Die Erfahrung hat bewiesen, daß solche Kisten selbst zwei Tage auf der Reise bleiben können, ohne Schaden zu nehmen.

Bei Gurkenpflanzen im freien Land erzielt man neue Triebe, wenn die Spitzen der alten ausgebrochen werden. Dies darf aber nur geschehen, wenn die Pflanzen kräftig treiben und schon zwei bis fünf Blätter entwickelt haben. Bei schwächeren Pflanzen unterbleibt das Ausbrechen der Spitzen besser.

Das Schwefeln der Nebel wird unter allen Umständen da vorzunehmen sein, wo der erste Meitau im letzten Jahre beobachtet wurde, und zwar soll diese Maßregel noch vor der Blütezeit, in dessen nur bei trodener, sonniger Witterung vorgenommen werden.

Das Alter der Pferde zu erkennen. Vielen Lesern dürfte es völlig neu sein, wie man das Alter eines Pferdes, wenn es einmal acht Jahre alt geworden ist, mit Bestimmtheit erkennen kann. Die

Sache verhält sich nämlich so: Wenn das Pferd neun Jahre hinter sich hat, dann bekommt es eine Runzel in das Augensid, und zwar in der oberen Ecke des unteren Lides, und in jedem weiteren Jahre bildet sich eine neue solche wohlentwickelte Runzel. Wenn ein Pferd z. B. drei solcher Runzeln hat, so ist es zwölf, wenn vier, so ist es dreizehn Jahre alt. Man braucht die Anzahl der Runzeln nur zu der Fiffer neun zu addieren, und man hat dann sicher das Alter des Pferdes.

Logogriff.

Es sieht mit R am Hochstrand,
Und lebt mit M im Tropenland.
Julius Fald.

Homonym.

Ebgleich ich niemals ferne bin,
So ist ich doch zur Ferne hin.
Es nimmt nach kurzem Lauf,
Ein großer Strom mich auf.
Julius Fald.

Arztscharade.

1	2
3	4

1 2 gehört zum Pflanzenreich,
Auf 3 4 ruht du sankt und weich.
1 4 kommt aus der Erde Schacht,
3 2 ist schwarz, als wie die Nacht.
Wenn man 2 4 zusammennimmt,
Dann ist's zum Reinigen bestimmt.
Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Tange, Tange. — Der Scharade: Busch, Mann, Quabram. — Des Bilderrätsels: Babbans, Gansler, Tierwelt, Weltmeer, Meerichau, Schaumwein, Weinstein, Steinsalz, Salzbad.

Allerlei

Guter Rat. Vater (zum Sohn, der in die Lehre geht): „Verdienen tußt du einweisen nichts, ich kann dir auch nichts geben, also sei recht sparsam!“

Der neue Frühjahrshut. Die Gattin kommt strahlend nach Hause: „Ann, John, was sagst du zu meinem neuen Frühjahrsfut? Wie sieht er denn aus?“ — John, nach kurzer, mißtrauischer Prüfung: „Wie ein halbes Monatsgehalt.“

Von der Dorffeuerwehr. Bauer (zu einem Bekannten aus dem Nachbardorfe): „Warum seid Ihr denn in der vorigen Nacht nicht zu uns herübergelommen, als der Haberhof brannte?“ — „Das ging beim besten Willen nicht: am nächsten Sonntag halten wir unser erstes Stiftungsfest, und alle Helme waren frisch lackiert!“

Mißverständnis. Am Schlusse einer großen Jagd führte der Zufall einen sehr jugendlichen Leutnant in die unmittelbare Nähe des Königs Friedrich Wilhelm IV., und huldvoll wandte sich Seine Majestät gegen seinen Nachbar mit den Worten: „Wir haben heute ein herrliches Abendrot!“ — „Jawohl, Eure Majestät,“ erwiderte der durch die unerwartete Rede ungemein befangene Leutnant, „ich freue mich unaußsprechlich darauf, denn ich habe einen riesigen Hunger.“ — Er hatte „Abendrot“ verstanden.

Alle Rechte vorbehalten.